Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 60. Sellen Owend, wo ich die Lizzie, was mei heiert Mädche is un den Philipp, wo mein Hosband is, in Front von unser Haus hen singe höre, do hen ich e beeses Kalt geketscht. Awwer das is ja auch gar nit surpreising. Was hen ich den auch angehabt? Purtinier nattings. Ich sin so eckseitet gewese, daß ich gar nicks drum gewwe hen, wie ich geguckt hen un so sin ich in mei Neitgaun an die Stritt gelaufe. Ich sin nur froh, daß mich der Wedesweiler nit gesehn hot; das is auch so en Ekel, wo immer sein Fonn mache muß. Well, wie ich widder in mei Bettche sin komme, do hen ich gegschwwert wie alles un mei Schkinn die hot sich so roff angefühlt, als wie e Reibeise, awwer das war nur was mer e Gänshaut rufe duht un am nächste Morgen, wo ich doch so viel hen sage wolle, do hen ich gar keine Weus mehr gehabt; ich hen noch nit emol Puh sage könne. Do is mich eigentlich die Lizzie recht händig komme; se hot arig gut zu mich getent un ich hätt bei e getrehnte Noers keine bessere Pfleg hawwe könne. Sell hot mich widder e wenig ausgeföhnt mit se, awwer deswege hen ich doch meine Intenschen, sie en gehörige Rohst zu gewwe, nit falle losse. O Kontrolör, ich hen in die Zeit, wo ich nit hen tahke könne, die schönste Gelegenheit gehabt, mich alles in mei Inseit zurecht zu lege, was ich alles zu das Mehdche hen sage wolle. Der Philipp is so tschallie gewese wie alles; er hot den ganze Dag gesunge un gewisselt un lauter Lieder, wo ich ganz un gar nit fitt for en verheirathe Mann gehalte hen. Er hot for Instenz wenigstens siwwe un dreißig Versch von den Lied „Du hoscht ja die schönste Auge" un „Du, du liegst mir im Herze" gesunge un das hot mich jedesmol en Stich ins Herz gewwe, bikahs ich hen schuhr genug gewißt, daß er die Lieder nit for mei Bennefitt singe duht. Wann ich gedenkt hen, so, jetzt is sei Zeit do, daß er zu den Wedesweiler geht, do hen ich ihn in en annere Part von den Haus gehört. Es is ja nit als ob ich tschellus wär, awwer ich hen mich doch ganz barbarisch gefuchst. Endlich am dritte Dag sin ich widder soweit gewese, daß ich mei Weus widder gehabt hen, awwer der Dackter hot mich gesagt, ich sollt dorchin un dorchaus nit länger als zehn Minnits spreche. Se könne sich dente, was ich do hen hossele misse, daß ich alles, was ich hen sage wolle, in die zehn Minnits kriegt hen. Ich hen mich den Phtlipp herbeigerufe un hen die Watsch newig mich gelegt. Dann hen ich gestart un hen ihn erunner gebutzt, daß kein Hund e Stick Brot mehr von ihn genomme hätt. Ich hen ihn gesagt, wann er nit aus den Haus stehn deht, dann deht ich die Lizzie feiere un ich deht dann mit die Kids in e anneres Haus muhfe. Er hot mich ganz ruhig zugehört, bis mei zehn Minnits awwer ware un dann hätte Se ihn emol höre solle! Bei Galle, was hotder Feller mich e Kahling daun gewwe, wei ich sin fascht gebostet for Wuth, awwer ich hen doch nit mehr spreche derfe un do könne Se immätschinne, wie ich gefühlt hen. Mit die Lizzie do hen ich nit gut en Foß rehse könne, bikahs es is so e gutes Mehdche. Denselwe Dag, wie ich widder e wenig uff hen sein könne, hot se zu mich gesagt: „Mäddem, mei Geschwisterkind un noch en annere junger Feller mit sei stettie Kompenie, wolle heut Nacht an mich kahle un wann Sie nicks dagege hen,—" Schuhr nit Lizzie, hen ich gesagt, ich gehn früh in mei Bett, mein Hosband muß heut Nacht zu den Mister Wedesweiler an Bißnes un dann kannst du deine Kompenie in den Parler nemme un ich duhn auch nit kehre, wann du e Kopp Kaffee for se mache duhst. Do hot se sich gefreit wie alles un sagt, ich wär die beste Frau von die Welt. Well, ich sin auch gleich nach den Sopper ins Bett gange un hen auch bald geschlofe. In mein Schlof hen ich als emol lache höre un auch als emol singe, awwer ich hen ja gewußt, daß die junge Leut nit so still sein könne un do hen ichs denn auch nit weiter gemeind. Du liewer Himmel, ich sin ja doch auch emol jung gewese un wann der Philipp an mich gekahlt hot, do hen ich auch nicks drum gewwe un wann die ganze Nachbarschaft nit hätt schlofe könne. Domols is er auch noch ganz different gewese un wann ich gewißt hätt, daß er den Weg austörne deht, dann hätte mich keine zehn Gail dazu gebracht, den Ekel zu heirathe. Wann mer jung is, dann is mer auch dumm. Mich hot niemand en gute Eitweis gewwe un for den Riesen hen ich auch mein Meind uffgemacht, daß ich die Lizzie ihrn Engel sein wollt. In mein Schlof hen ich uff eemol e Neus gehört, als ob e Gonn abgefeuert worde wär. Do sin ich awwer doch wach geworde un hen die Ohre gespitzt. Das Ding hot mich keine Ruh gelosse un do sin ich mit barwesse Fieß aus den Bettruhm geschniekt un do hen ich ausgefunne, daß das Neus aus den Parlor komm is. Ich hen ganz schlok dis Diehr uffgepuscht un von dem was ich do gesehn hen, do hen ich fascht die Fitz kriegt. Die Lizzie un ihr Geschwisterkind un noch e anneres junges Koppel un denke Se emol, mein alter Esel von Philipp, hen do beisamme gehockt un hen Schämpehn gedrunke, un hen gelacht un gesunge un e gute Zeit gehabt! Wie ich mich von mein Schrecke widder erholt gehabt hen, do hen ich grad noch Strengs genug gehabt, mich nach mein Bettruhm zu drägge un mich ins Bett zu lege. Ich sin reiteweg eingeschlofe un wie ich am annere Morgen uffgestiege sin, do hen ich mich die Lizzie un den Philipp emol vorgeknöppt. Denke Se emol an, alle beide hen se gesagt, ich hätt e Neitmehr gehabt; die Lizzie ihr Kompenie wär schon um halb nach acht Uhr heimgange un der Phil is erscht um 6 Uhr Morgens heim komme von den Wedesweiler. Ich deht ebbes drum gewwe, wann ich wißt, ob ich schuhr alles getriemt hätt! Der Phil sagt, das wär e sogenannte Hallunkenatzion gewese. Könne Sie mich nit emal e wenig auftläre?

Mit beste Riegards

Lizzie Hanfstängel.

Serbiens Bleikammer.

Die Königs-Katastrophe von Belgrad bringt es wieder einmal zum Bewußtsein, daß der Orient mit seinen furchtbaren Thaten, mit den Geheimnissen seiner Politik und seiner Justiz, schon im äußersten Falle am Zigeunerberg bei Semlin beginnt. Wenn man hier unter den Trümmern des alten Hunyady-Schlosses umhergeht und über den mächtigen Strom hinweg zum anderen Donauufer hinüberblickt, sieht man, wie sich die Ravelins der Belgrader Festung vom Himmel abheben. Man glaubt, man irre sich, wenn man sich erinnert, daß diese Zwingburg bis 1867 in den Händen der Türken geblieben ist. Erst seit 36 Jahren also ist der Halbmond von ihren Zinnen verschwunden, und viel zu tief hat die Janitscharen-Moral dem Geiste des serbischen Volkes ihren Stempel aufgedrückt, als daß dieses seither Zeit gefunden haben könnte, in die modernen Culturformen, die es wenigstens in einigen Städten des Landes äußerlich zur Schau trägt, hineinzuwachsen.

Diese Zitadelle von Belgrad ist eine Stätte, wie es wenige giebt, mit so viel Blut und Thränen ist sie gedüngt. Hier wurde der Großwesir Kara Mustapha erdrosselt; hier wurden in fast dritthalbhundert Jahren türkischer Herrschaft unzählige Menschen, die den Machthabern verdächtig geworden, gefoltert und hingerichtet, und die Obrenowitsch, als sie das Erbe der Paschas antraten, haben zugleich mit der Herschaft die Praxis der despotischen Gewaltthätigkeit übernommen.

Es giebt kein Land in Europa, das mit größerer Grausamkeit und Härte seinen Gefangenen gegenübertritt als eben Serbien. Serbien mißt mit zweierlei Maß: die schwersten Ketten, den Giftbecher, die Rebschur hält es für den Märtyrer seiner Ideen bereit; der gemeine Meuchelmörder dagegen führt im Zuchthaus ein friedliches Dasein und wenn Noth an Mann ist, so öffnet ein „humaner" Polizeipräfect die Thüren der Strafanstalt und der Zuchthäusler schreitet zur Wahlurne, ja er geht mitunter aus derselben als Gewählter hervor und wird zu einem Mitgliede der gesetzgebenden Körperschaft seines Vaterlandes! Der politische Flüchtling dagegen muß darauf gefaßt sein, aus dem Kerker nicht mehr lebend zurückzukehren. Er wird in schwere Ketten geworfen und die Brutalität der serbischen Machthaber weiß die gräßlichsten Höhlen zu seiner Zelle zu machen.

Die Belgrader Festung beherbergt einen großen Theil der serbischen Sträflinge. Sie besitzt eine Unmenge großer und luftiger Zellen, Arbeitssäle und dergleichen, welche für die Aufnahme gemeiner Verbrecher bestimmt sind. Für die politischen Sträflinge jedoch sind unterirdische Zellen da, kleine feuchte Löcher, die tiefer liegen als der Spiegel der vorüberfließenden Donau und zumeist gar keine Fenster besitzen; ein kleines rundes Loch läßt Luft ein, damit der Gefangene nicht sogleich erstickt. Die Kasematten der Belgrader Festung haben gar manchen serbischen Bürger aufgenommen und erst als Todten wieder herausgegeben. Ob sie eines natürlichn Todes starben, ob sie den Giftbecher ertranken, oder ob sie erdrosselt wurden—wer weiß es? In der Belgrader Festung gibt es ja noch einfachere Methoden, um zu sterben. Gegenüber dem Festungskommando führt eine unheimlik tiefe Stiege zu einem unterirdischen, noch aus der Römerzeit stammenden Brunnen, dessen Spiegel tiefer liegt als dr Grund der Donau. Mancher politische Sträfling hat den Gang zu diesem Brunnen unternommen und — wurde nicht mehr wieder gesehen. Er war einfach verschollen, und das mußte seinen Angehörigen genügen.

Auf der White Earth Reservation soll ein Meteorstein niedergefallen sein. Ein Correspondent, der das Ereigniß beschreibt, meldet, daß derselbe nach zwei Tagen noch geraucht habe. Sollte der Correspondent nicht etwas stark angeraucht gewesen sein?

* * *

Im Juli werden wir vielleicht statt vom Regen vom Schweiß, der von der Stirne heiß rinnt, eingeweicht.

Die alte Rheinbrücke bei Basel.

In diesen Tagen wird mit dem Abbruch eines der bedeutendsten Wahrzeichen Basels, der Anfang gemacht: die alte Rheinbrücke, die fast 700 Jahre dem Verkehr zwischen den beiden Rheinufern diente, soll einem einem Neubau Platz machen, der dem gesteigerten besser entspricht. Sie ist alt und altersschwach geworden, die alte Rheinbrücke, mit dem berühmten „Käppeli", aber dennoch sieht man sie ungern verschwinden. Ist sie doch mit der Geschichte der Stadt ebenso eng verknüpft wie mit der Vergangenheit der Eidgenossenschaft und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Aber die eiserne Nothwendigkeit verlangt einen neuen besseren Verkehrsweg, deshalb gab der Große Rath des Kantons Basel-Stadt am 20. April 1899 seine Einwilligung zur Abtragung, sieben Jahre nach der 600jährigen Gedenkfeier der Vereinigung der bis dahin selbständigen Gemeinwesen Groß-Basel und Klein-Basel. Bischof Heinrich der Zweite, Graf von Thun (1215—1238) war der eigentliche Schöpfer der alten Rheinbrücke, denn er, dem sowohl die Stadt Basel als das Dorf Kleinbasel unterstand, erkannte gleich zu Beginn seiner Regierung die Wichtigkeit einer festen Verbindung zwischen den beiden Rheinufern an. Noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts mußte man sich einem Kahne anvertrauen, um von einem Ufer zu andern zu gelangen, nud zwischen Konstanz und Basel gab es damals überhaupt keine Brücke über den Rhein. Heinrich von Thun wußte Bürger und Klöster für den Bau zu gewinnen, besonders St. Blasien und Bürglein leisteten reiche Beiträge, nnd 1226 stand das Werk fertig da, ein Stolz der Stadt, die das Bauwerk in ihren Schutz nahm. Ein „Bruggmeister" führte die Aufsicht über den Bau, ein Zöllner kassirte das Brückengeld ein, das mit Ausnahme der Insassen der genannnten Klöster von jedem Benutzer gezahlt werden mußte.

Im Jahre 1362 wurde das Rheinthor auf der Großbasler Seite gebaut, da die Besetzung des wichtigen Rheinübergangs nothwendig erschien. Der Thurm des Thores wies eine früher vielgenannte Sehenswürdigkeit auf: über dem Zifferblatt der Uhr befand sich der „Lällenkönig", ein gekrönter Kopf, der bei jeder Pendelschwingung seine Zunge herausstreckte und wieder einzog. Als 1839 das Rheinthor abgebrochen wurde, verschwand auch der Lällenkönig und siedelte in das historische Museum über. Im Jahre der Vereinigung der beiden Gemeinwesen Groß-Basel und Klein-Basel, 1392, erhielt die Brücke eine eigentartige Verzierung, das „Käppeli", einen kleinen Thurm, der wohl als sogenannte Wegekapelle diente und an die Vereinigung erinnern sollte. Das „Käppeli" stand auf dem fünften und damals äußersten steinernen Joch. Diesen Platz behielt man auch nach dem 1478 erfolgten Neubau ein, obwohl inzwischen ein sechstes steinernes Joch in der Mittellinie des Stromes hinzugekommen war. Erst im vorigen Jahrhundert setzte man die Kapelle dorthin, wo sie heute noch steht, auf das äußerste steinerne Joch.

Der schon erwähnten Vereinigung der beiden Basel gingen stürmische, aufregende Zeiten voraus, und auch der Bau Heinrichs von Thun hatte schwer zu leiden. Schon im Jahre 1275 zerstörte am Peter-Paul-Tage (29. Juni) ein Hochwasser einen Theil der Brücke, und 100 Menschen fanden ihren Tod. Fast 100 Jahre später, im Herbst 1358, fuhr ein großes Fahrzeug, dessen Schiffer die Strömung des Rheins und ihre gewaltige Kraft nicht kannten, gegen ein Brückenjoch; Schiff und Joch wurden zertrümmert, 200 Personen kamen in den Fluthen um.

Das Jahr 1376 ist bemerkenswerth, weil durch die Verbindung mittels der Brücke Ungemach über Basel gebracht wurde. Herzog Leopold von Oesterreich hatte in Kleinbasel sein Hoflager aufgeschlagen, und besondres um die Fastenzeit fanden bei ihm große Festlichkeiten statt, an denen Markgrafen, Burggrafen und andere Große theilnahmen. In ihrem Uebermuth verletzten die Ritter den Bannbruch, sie ritten über die Rheinbrücke nach Großbasel und veranstalteten auf dem Marktplatz ein Turnier, sprengten sogar unter die Bürger. Diese läuteten Sturm, ihre Schaaren versammelten sich in den Zunfthäusern und von hier aus zog man gegen die Ritter. Mehrere Edelleute wurden erschlagen, die andern suchten ihr Heil in der Flucht; Leopold selbst entkam nur mit genauer Noth. Die Strafe für die Basler blieb natürlich nicht aus, und der Rath dachte schon allen Ernstes daran, die Brücke, die unschuldige Veranlassung, abreißen zu lassen, zumal zwei Jahre vorher ein Hochwasser zwei Joche fort gerissen hatte und der Schaden erst nothdürftig ausgebessert worden war.

Das 15. Jahrhundert brachte der Stadt Basel, die nun an beiden Ufern des Rheins lag, große Feste, die sich zum Theil auf der Brücke und in deren nächster Umgebung abspielten. Besonders die große Kirchenversammlung 1431 bis 1448, der Besuch Kaiser Sigismunds am 11. Oktober 1433 und die Wahl des Herzogs Amadeus des Achten von Savoyen zum Papst (Felix der Fünfte), sowie seine Krönung am 24. Juli 1440 sind Glanztage in der Geschichte Basels.

Das 16. Jahrhundert sah viele Hinrichtungen, die auf der Rheinbrücke vollzogen wurden. Verbrecher aller Art, aber auch die sogenannten Hexen mußten von der Rheinbrücke aus die Schwimmprobe machen. Der Henker band ihnen Hände und Füße und warf sie in den Strom. Kamen sie dann bei dem Thomasthurm ans Land oder wurden sie hier aufgefischt und gelang es, sie ins Leben zurückzurufen, so waren sie begnadigt. Natürlich lag die Rettung auch vielfach an dem Binden der Hände und Füße, und manche Kindesmörderin konnte gerettet werden, weil der Henker die Stricke nur lose wand. So auch Amalie v. Lübeck, Tochter eines angesehenen Bürgers. Im Januar 1567 hatte man am Ausfluß des Birsig ein neugeborenes Kind gefunden und als Mutter Amalie v. Lübeck ermittelt. Sie sollte lebendig begraben werden, auf Bitten der Geistlichkeit wurde die Strafe aber in Ertränken umgewandelt. Am 24. April 1567 wurde die Strafe vollzogen. Es gelang jedoch ihren Angehörigen, sie beim Thomasthurm herauszufischen und ins Leben zurückzurufen. An dieser Stelle mag auch die berühmte Hirsebreifahrt von Zürich nach Straßburg erwähnt werden, die im Juni 1576 stattfand. Die 50 Züricher hatten sich Morgens um 2 Uhr in Zürich mit dem heißen Brei in ein Boot gesetzt, und Abends konnten sie die Speise in Straßburg mit den Bürgern theilen. In Basel wurde das Schiff bei der Durchfahrt mit lautem Jubel begrüßt.

Der dreißigjährige Krieg 1618—1648 ging auch an Basel nicht spurlos vorüber, denn viele zweifelhafte Gestalten suchten in der Stadt Schutz, und die Zahl der Verbrechen mehrte sich erschreckend, die Strafen wurden deshalb auch bedeutend erhöht. Aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts sei nur noch eine Episode erwähnt, die sich auf der Rheinbrücke abspielte oder abgespielt haben soll, denn Geschichtsforscher wollen erkundet haben, daß der Begebenheit kein historischer Werth beigemessen ist. Es war im Jahre 1681, dem Jahre der Einnahme und Plünderung Straßburgs durch Ludwig den Vierzehnten. Ein junger Pariser Offizier, Viktor v. Chamilly, der mit einem Hoffräulein heimlich verlobt war, wollte seine Angebete ohne Erlaubniß des Königs heimlich ehelichen. An dem Abend, der für die Heirath festgesetzt war, wurde Chamilly vor den allmächtigen Kriegsminister Louvois befohlen, der dem zitternden Offizier mittheilte, daß sein Plan verrathen sei. Er ließ ihm nur die Wahl, entweder in die Bastille zu wandern oder schnurstracks nach Basel zu fahren. In drei Tagen müsse er in Basel sein und Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr auf der alten Rheinbrücke in eine Mappe alles notiren, was dort vor sich gehe, auch das Geringste nicht vergessen. Chamilly hatte keine andere Wahl. Er fuhr nach Basel und postirte sich auf der Brücke. Alles notirte er. Gegen drei Uhr kam ein sonderbar gekleideter junger Mann, stellt sich in die Mitte der Brücke, sieht den Rhein hinauf und hinunter, hebt dann plötzlich seinen Stock und läßt ihn wie von ungefähr dreimal aufs Geländer fallen. Dann geht er nach Kleinbasel fort. Um 4 Uhr wirft Chamilly sich wieder in seinen Wagen und fährt nach Paris zurück. Louvois empfängt ihn, nimmt ihm die Mappe fort und eilt zum König. Acht Tage später, am 30. September 1681, kapitulirte Straßburg. Die drei Schläge mit dem Stock auf das Brückengeländer sollen das Zeichen gewesen sein, daß die Verräther in Straßburg für die Franzosen gewonnen seien. Die Tage der französischen Revolution 1789 gingen an Basel ziemlich spurlos vorüber, nicht aber die Jahre des Kaisers Napoleon des Ersten, und oft zogen Truppen über die Rheinbrücke, trotz des entschiedenen Einspruchs des Rathes.

Manches Hochwasser hat die hölzernen Pfeiler zerstört, manches frohe Fest ist auf den nun morschen Brettern gefeiert worden. Alles, was Vergangenheit schuf, ist dem Untergange geweiht, in wenigen Monaten ist von der Brücke nichts mehr vorhanden, in einigen Jahren nimmt ein prächtiges Werk aus Granit die Stelle der alten Brücke ein und nur das „Käppeli" wird von alten Tagen wundersame Mähr künden.

Ein Chicagoer Professor will alle für die Erde benöthigte Elektrizität von der Sonne beziehen. Wenn man die Einzelheiten des Planes liest, kommt man auf die Idee, daß der Professor von der Sonne vorläufig nur einen — Stich bezogen hat.

* * *

Das Oberblatt enthält in Nr. 123 die Anpreisung eines Haarfärbemittels mit dem besonderen Hinweis: „3mal prämiirt. Rein garant. und schädlich." Diese Warnung ist doch sehr ehrlich. Ein solcher Fabrikant verdient in der That prämiirt zu werden.

* * *

Das von außen kommende Unglück muß man aushalten, das von innen kommende aber abhalten.

* * *

„Aus der Tiefe seiner serbischen Seele." — Peter der Erste: Meine erste Regierungsmaßregel wird sein, den Offizieren das Waffentragen zu verbieten.

Die erste Liebe.

Novellette von J. H. Rosny. — Deutsch von Wilhelm Thal.

1.

Claude hatte sie in Luzern kennen gelernt und sich fast sofort in sie verliebt.

Diese feine Blässe, diese Augen, die in träumerischem Dämmer selbst auf Erden den Himmel zu suchen schienen, dieser etwas müde, aber weiche und rhythmische Gang, dieser Hals, der sich so entzückend unter dem Gewicht des Haares neigte, das alles besaß für ihn einen räthselhaften Zauber, einen überirdischen Reiz, der seine Seele gefangen nahm.

Sie schien für seine Bewunderung empfänglich und fast dankbar, doch als er ihr offen den Hof machte, verrieth nichts, daß sie ihn liebte. Er begehrte sie schließlich zur Frau und erhielt die Zustimmung der Eltern. Sie selbst ging nach einigen Wochen sichtlichen Zögerns auf seine Bitte ein. Dabei sprach sie aber nicht ein einziges zärtliches Wort; sie sagte nur:

„Ich glaube, ich werde Sie lieben!"

Er war zu verliebt, um mehr zu verlangen; dann gehörte er auch der Schule jener Männer an, die da glauben, bei vielen jungen Mädchen, wenn nicht gar bei den meisten, komme die Liebe erst nach der Hochzeit. Doch Claire gehörte offenbar nicht zu diesen, Sie war eine recht traurige Gattin. Sie wurde immer blässer, eine tiefe Müdigkeit lag auf ihrer ganzen Erscheinung, ihre Wangen wurden hohl, und sie zeigte einen tiefen Ekel gegen das ganze Leben.

Claude, der, so viel er konnte, gekämpft, um sich seine Frau zu erobern, fühlte eine ungeheure Muthlosigkeit. Nach und nach hatte er geahnt, daß hinter diesen träumenden Augen, diesen melancholischen Lippen ein Geheimniß schlummerte. Doch da er aus Temperament ebenso diskret war, wie aus Berechnung, so hatte er sie nie gefragt. Als er sie aber immer schwächer werden sah, erfaßte ihn ein unendliches Mitleid. Er fragte sich, ob es nicht seine Pflicht wäre, in sie zu dringen, um wenigstens zu wissen, ob er ihr helfen könne.

An einem Oktobermorgen, einem traurigen, feuchten Morgen, an dem der ganze Himmel nach Westen zu fliehen schien, entschloß er sich dazu.

Lange wollte sie nicht mit der Sprache heraus, sie wollte nichts gestehen, doch andererseits war sie zu stolz und zu ehrenhaft, um zu leugnen, daß ihre Trauer einen Grund hatte. Und als er ihr erklärte, er würde die Wahrheit auf allen Wegen suchen, verrieth sie ihm schließlich, einer Ohnmacht nahe, und mit thränenüberströmten Augen, ihr Geheimniß. Sie hatte einen Mann geliebt, einen Mann, der ihren Vater schwer beleidigt, und auf den sie aus freien Stücken verzichtet hatte; aufrichtigen Herzens hatte sie geglaubt, ihn vergessen und Claude lieben zu können; — doch die Vergangenheit blieb unauslöschlich.

2.

Dieses Geständniß versetzte Claude in die tiefste Verzweiflung.

Mehrere Tage lang empfand er eine Art Haß gegen seine Frau; von Eifersucht verzehrt, von Mord- und Selbstmordgedanken heimgesucht, stürmte er durch die Felder und Wälder seiner Besitzung.

Doch als er sah, daß Claire sich zu Bette legen mußte, als er sah, wie die grünen Lichter des Fiebers in ihren großen traumverlorenen Augen auftauchten, da kehrte das Mitleid in seine Seele zurück. Er wünschte von neuem, er könne ihr Hilfe, Erleichterung bieten. Warum sollte er sich nicht von ihr trennen? Wenn er Claire mit dem Manne vereinigen konnte, den sie geliebt, dann war er, Claude, vielleicht nicht mehr unglücklich, sie aber war gerettet.

Der Kampf war hart. Die Natur selbst treibt uns dazu, den Nebenbuhler niederzuschlagen — und in mehr als einer Nacht verfluchte Claude sein Weib und knirschte mit den Zähnen. Doch er war aus gutem Stoff, er wollte nicht das Böse um des Bösen willen, und es kam die Zeit, wo er, nachdem er im geheimen alle nöthigen Auskünfte eingeholt, den Mann selbst aufsuchte und ihn Claire zuführte. Er trieb die Selbstverleugnung nicht so weit, sie allein zu lassen, gestattete ihnen aber, sich jeden Tag zu sehen.

Es verging eine furchtbare Woche. Er schlief kaum wenige Stunden. Der Schmerz und die Eifersucht schienen seinen Körper zu verzehren. Jetzt ward er mager und bleich, seine Wangen wurden hohl, und das Fieber brannte in seinen Augen. Er beobachtete den Rivalen, und als er ihn wohlgebaut, elegant, kräftig, geschmeidig, mit einem Wort ganz geschaffen, um den Frauen zu gefallen, sah, regten sich die Mordgedanken aufs neue in seiner Seele.

In dieser Zeit kam die junge Frau wieder zu Kräften. Schon am dritten Tage war sie wieder aufgestanden. Ihre Wangen waren noch immer blaß, aber nicht mehr so fahl, ihr Teint war fast glänzend geworden, ihre Augen zeigten einen neuen Zauber und strahlten formlich vor Glück. Manchmal leuchteten sie in wahren Ekstase auf, und sie erschien so schön, daß Claude vor Bewunderung und Schmerz hätte aufschreien mögen. Bald begann sie im Zimmer auf- und abzugehen, und am achten Tage bat sie ihren Mann, er möchte sie auf die Terrasse führen.

Obwohl man sich im November befand, war es doch mild und lau wie im Juli. Eine schöne goldene Sonne beschien die sterbenden Gräser und Blumen. Eine Fontäne sprudelte in den bunten Farben eines Regenbogens; einige verspätete Insekten, ein paar alte, schwermüthige Ueberbleibsel ihres Geschlechtes, flatterten in der rauhen Luft; noch einmal entfaltete der Park seine Schätze, seine Brokatrosen, noch einmal leuchtete das Grün auf, ehe es dem Wintertode anheimfiel. Sie stützte sich leicht auf den Arm ihres Gatten, und stillschweigend wandelten sie einher. Dann sagte sie mit leiser, von Thränen erstickter Stimme:

„Wie gütig Sie gewesen sind, Claude . . . Nie hätte ich eine solche Großmuth für möglich gehalten!"

Er versetzte in bitterem Tone:

„Ich mußte Sie retten . . . alles übrige ist gleichgiltig, wenn Sie nur gerettet sind."

Sie erwiderte mit bewegter Stimme:

„Ich bin gerettet!"

Er wurde bleich. Er mußte an sich halten, um nicht zu wanken; sein ganzes Wesen war nur Schmerz und Trauer.

„Es ist mir also gelungen," erklärte er mit verzerrtem Lächeln. „Jetzt heißt es nur noch, die Kur vollenden."

„Werden Sie mir verzeihen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

Er wollte antworten, doch er konnte es nicht. Seine Zähne waren zusammengepreßt, seine Kehle wie ausgetrocknet, sein Herz schlug so heftig, daß ihn schwindelte.

„Werden Sie meine schlimme Thorheit je vergessen können?" fuhr sie fort, „ich fühle, ich fühle!, ich werde ihr mein ganzes Leben zürnen, und doch verdanke ich ihr mein Glück . . . ein Glück, das die Prüfung nur sicherer, nur tiefer gestaltet hat. Ach, Claude, von dem Augenblicke an, wo ich diesen Mann wiedergesehen, erkannte ich, mein Leiden würde ein Ende nehmen. . . . Die Gewißheit wuchs von Tag zu Tag . . . und was Sie auch darunter gelitten haben mögen, ich hielt es für nöthig, das Experiment bis zum Ende durchzuführen."

„Ich danke Ihnen für diese Skrupeln . . .", vermochte er endlich zu sagen, „aber ersparen Sie mir die Fortsetzung Ihrer Geständnisse . . . Sie thun mir unendlich weh."

Er wandte den Kopf ab, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen stiegen, und murmelte ganz leise:

„Ich führe das Opfer bis zu Ende durch; Sie sollen den Mann haben, den Sie lieben."

Sie stützte sich noch fester auf seinen Arm. Lebhafter leuchtete es in ihren großen Augen auf, eine gewisse Unruhe huschte vorüber, denn jene weibliche Schlauheit, die die Besten ihres Geschlechts ihren ernstesten Gefühlen beizumischen wissen. Wieder gingen sie eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen, dann blieb sie vor einer blassen Spätlingsrose stehen und rief:

„Eine Herbstrose! Ich hatte mir vorgenommen, dem Manne, den ich liebe, die erste Blume zu schenken, die ich während meiner Genesungg im Garten erblicken würde."

Schnell nahm sie ihre Hand aus Claude's Arm und trat auf die Rose zu. Er sah sie an und vermochte kaum an die unbewußte, brutale Grausamkeit dieser Frau zu glauben, die er als so taktvoll, so zartfühlend gekannt. Doch sie hatte vorsichtig die Blume vom Strauche gelöst und kehrte ernst, geheimnißvoll, mit einem Blicke zurück, der ihn erbeben ließ.

„Wenn Sie mich noch lieben, Claude, so nehmen Sie diese Rose," flüsterte sie.

Er wurde blaß wie ein Sterbender. Dann schwellte eine wunderbare, unendliche Freude seine Brust . . . sie aber lehnte ihr strahlendes Haupt auf seine Schulter und murmelte:

„Mein theurer Gatte, glaube mir, ich bringe Dir **kein** Opfer."

Vorsicht, Löwen auf der Strecke!

Das Reisen in Uganda mag seine Annehmlichkeiten haben, ungefährlich ist es nicht, besonders wenn das Signal gegeben wird, daß Löwen sich auf der Strecke befinden und es gerathen ist, den Kopf aus dem Wagenfenster einzuziehen und dieses zu schließen. Sir George Whitehouse, der Geschäftsleiter und Chefingenieur der Bahn, der soeben in London eingetroffen ist, weiß viel Interessantes zu erzählen. „Mehr als sieben Jahre sind zur Fertigstellung der Eisenbahnlinie gebraucht worden," sagte er einem Interviewer. „Daran waren nicht selten wilde Thiere, besonders Löwen schuld. 27 unserer Leute wurden von ihnen fortgeschleppt und zerrissen — soweit wir die Anzahl feststellen konnten. Erst vor wenigen Monaten, als ich mit Sir John Kirk reiste, erhielt der Lokomotivführer telegraphische Nachricht, daß er bis zur nächsten Station vorsichtig fahren müsse — da sich in der Nähe der Schienen Löwen bemerkbar gemacht hätten!"

In Nr. 125 der Bodezeitung wird von dem Direktor einer Akrobatentruppe das „Auftreten des Welt-Champignon-Herkules" angekündigt. Man sieht: Die Champions wachsen jetzt schon wie Pilze aus der Erde.